



Blick in den Porão das Artes, 1951 nach dem Entwurf Oscar Niemeyers erbaut und während der vergangenen sechs Wochen Mittelpunkt der Architekturbienale.

Foto: Markus A. Jegerlehner, Langenthal

Das Plakat zur Konferenz in Barcelona kartiert einen imaginären Archipel sich gegeneinander abgrenzender „Ausnahmezonen“: Disneyland, Freihandelszonen, den Cyberspace, die Insel Robinson Crusoes, das Wunderland, das „Land der anderen“.

Abbildung: atoll

São Paulo Rückblick auf die 6. Internationale Architekturbienale

Keine bescheidene Angelegenheit: 28.000 Quadratmeter Fläche, 13 Länderpavillons, zwölf Präsentationen eingeladener Architekten, 1000 Bauten und Projekte und unzählige Spezialausstellungen – all das umfasst die 6. Internationale Architekturbienale (Bia) in São Paulo, die an diesem Wochenende zu Ende geht. Arrangiert ist diese Fülle in einem für europäische Gemüter beglückenden Rahmen: in Oscar Niemeyers Porão das Artes aus dem Jahr 1951, dem außen wenig, innen aber äußerst spektakulären Pavillon am Rand des tropischen Ibirapueraparks. Hier war die Biennale 1973 gestartet, gleich darauf jedoch in einen 20-jährigen Schlummer gesunken. Erst seit 1997 findet statt, was der Name verspricht: alle zwei Jahre eine internationale Ausstellung zu Architektur und Design. Doch so richtig internationale Stimmung kommt nicht auf, wenn fast ausschließlich die Landessprache gesprochen wird; sei es auf der Pressekonferenz, bei der Eröffnungszeremonie oder später im Gespräch mit Kuratoren und Medienleuten: Man spricht Portugiesisch. Gilberto Belleza, zusammen mit Pedro Cury Kurator der Schau, hätte gern einiges übersetzen lassen. Das dürftige Budget von 3 Mio. Reais (rund 1,3 Mio. Euro) habe dafür aber leider nicht gereicht. Weder die brasilianische Regierung noch der Staat São Paulo hätten Geld gegeben, einzig die Stadt São Paulo. Die Organisation und Leitung der Bia obliegt dem Brazilian Institute of Architects, das auch die meisten Sponsoren und Mitglieder Gelder eintreibt.

Aber will die Bia überhaupt international sein? Einheimische mit Kontakten ins Ausland bejahen entschieden, Kurator Belleza wägt ab: Man wolle den Austausch, doch Hauptaufgabe der Bia sei es, den Brasilianern die Architektur näherzubringen. Und das hat seinen Grund: Der Markt für gute Architektur ist klein in Brasilien, das Metier leidet unter geringer Anerkennung. Die Zahlen der Bia 2003 deuten darauf hin, dass die angestrebte Vermittlung funktionieren könnte: 200.000 Menschen sollen sie besucht haben, 60 Prozent davon „ohne direkten Bezug zu Architektur oder Design“, wie die Biennale-Leitung stolz verkündet. So ist die Bia also eher eine brasilianische Schau, an der auch Ausländer teilnehmen. Dies bestätigt die Auswahl, Umfang und Platzierung der Beiträge. Das Erdgeschoss gehört Staat und Stadt São Paulo, die vorwiegend Infrastrukturprojekte zeigen. Ein Vorhaben ragt heraus: 72 neue Schulen, geplant von meist jüngeren Büros. Hier findet man einige der überzeugendsten Arbeiten der Bia: Die Gebäude von MMBB Arquitectos oder Una Arquitectos aus São Paulo zum Beispiel – mächtige, dabei ausgewogene Blöcke mit feinsinnigem Einsatz von Material, Farben und Licht. Im ersten Obergeschoss präsentieren sich gut 200 brasilianische Büros, die eine Jury aus doppelt so vielen Bewerbern ausgesucht hat. Deutlich sieht man – Architektur heißt hier: bauen; konzeptionell und prozessorientiert arbeiten nur wenige. Für „Umwege“ über Konzept und Debatte fehlt offenbar noch immer die Zeit in einer Stadt wie São Paulo, die innerhalb von nur 80 Jahren von einer halben auf über 16 Millionen Einwohner answoll. Natürlich

gibt es Ausnahmen, die brasilianischen Modernen wie Artigas, Mendes da Rocha oder Lina Bo Bardi etwa, die nach einer spezifischen Landesbaukunst fahndeten und eine kraftvolle, den öffentlichen und offenen Raum proklamierende Architektur schufen. Dieses Anliegen spürt man noch jetzt in manchen Arbeiten. Die Mehrheit der Ausstellenden aber wuselt kreuz und quer durch die Stilwelt, prägende Themen sind nicht auszumachen. Den Übertritt auf internationalen Boden spürt man daher sofort. Unter den 13 Länderbeiträgen sind jene Deutschlands und Frankreichs die größten und stärksten. Sie beeindruckten mit eleganter Stimmung und mit – gerade in dieser Umgebung – ambitioniert wirkenden Architekturszenen. Deutschland exportierte Ullrich Schwarz' Schau „Neue deutsche Architektur – eine reflexive Moderne“, die 2002 in Berlin eröffnet und seither an mehreren Orten gezeigt wurde (Heft 32/02). Die Schweiz schickte keinen offiziellen Beitrag, ist aber mit dem Projekt „Swiscity“ des jungen Basler Büros Jessen + Vollenweider vertreten. Subversiv-schöne Digitalfilme führen Szenarien aus der Stadlandschaft Schweiz vor Augen. Sie fragen: Mehr Stadt, mehr Natur oder weiter machen wie bisher in der Schweiz? Gerade dies begeisterte die Bia-Kuratoren an „Swiscity“: dass es der Bevölkerung die Zukunftsfrage stellt.

Rahel Marti



Barcelona Archipelago of Exception

Angesichts der jüngsten Ausschreitungen in den französischen Vorstädten hätte die Konferenz „Archipelago of Exception“, die am 10. und 11. November Aspekte von Souveränität und Extraterritorialität aus räumlicher Perspektive untersuchte, zu keinem besseren Zeitpunkt stattfinden können. Organisiert wurde die Tagung vom israelischen Architekten Eyal Weizman, von Anselm Franke, dem Ausstellungsleiter der Berliner Kunst-Werke, und Thomas Keenan, Professor der vergleichenden Literaturwissenschaften am Bard College in New York; Kooperationspartner war das Zentrum für zeitgenössische Kultur in Barcelona. Das Konferenzthema bezog sich auf die Arbeit des italienischen Philosophen Giorgio Agamben, der selbst den Einführungsvortrag hielt. Er erläuterte die Ursprünge des Ausnahmezustands, dem in den westlichen Demokratien eine immer größere Bedeutung zukomme, und von dessen räumlichem Pendant – dem Lager. Man müsse eine „Theorie des Ausnahmezustands“ entwickeln, so Agamben, und neue Werkzeuge schaffen für den (räumlichen) Umgang mit dieser Situation. Nachdem Tariq Ali, Herausgeber der New Left Review, das „imperiale Übel“ durch alle Kategorien hindurch dekliniert hatte, zeigte das Forum „architecture of extraterritoriality“, wie konkret und differenziert sich das Konferenzthema illustrieren ließ: Die US-amerikanischen Architekten Keller Easterling, Laura Kurgan, und Teddy Cruz stellten u.a. ökonomische Sonderzonen vor, die zum Teil ganze Staaten (etwa Dubai) umfassen und in Kooperation mit den

Enklaven des Militärs bestens gedeihen; außerdem die „Millionen-Dollar-Blocks“ in Brooklyn, die quasi best bezahlten „öffentlichen Einrichtungen“ der USA: Eine Million Dollar pro Jahr „investiert“ der Staat für die vielen Bewohner aus diesen Häuserblocks, die in Gefängnissen einsitzen.

Der israelische Filmemacher Eyal Sivan ging der Frage nach, wie sich im Fall der palästinensischen Lager das „Konzept des Flüchtlings“ verändert, wenn dieser nicht mehr flieht, sondern im Lager dauerhaft sesshaft wird. Eine hitzige Diskussion über Verantwortung und Handlungsmöglichkeiten im Rahmen des Ausnahmezustands entbrannte schließlich am zweiten Tag der Konferenz nach den Vorträgen von Stephen Graham

Rechts: Wilhelm-Pabst-Ecken in Johannesburg – das Eselen Street Hospital in Hillbrow aus dem Jahr 1943 (links) und der „Chinese Club“ von 1948 im Zentrum.

Fotos: Archiv Brian Altshuler, Johannesburg; Stadtbauwelt 12/1997

und Shimon Naveh. Graham, Professor für Geografie in Durham, sprach im Zusammenhang mit neuen Waffentechnologien von einer rassistisch geprägten, imaginären Geografie, die den Globus in einen „funktionierenden Kern“ und eine „nicht-funktionierende Lücke“ einteilt. Naveh, ehemaliger General der israelischen Armee und Direktor des „Operational Theory Research Institute“, präsentierte seine Arbeit über komplexe Militär-Strategien, die auf Theorien der Kybernetik beruhen, nachdem er zuvor in überraschender Offenheit Geschichten aus dem „Schlachtenzimmer“ erzählt hatte, wo Soldaten die Pläne zu einer Offensive auf ein Flüchtlingscamp beraten.

Anselm Franke interpretierte Politik als eine „Tätigkeit im Räumlichen“. Daher seien die planenden Berufe wichtige Akteure, wenn es darum gehe, Segregationsphänomene zu deuten und Möglichkeiten zur ihrer Überwindung anzubieten. Giorgio Agamben warf in der Schlussdiskussion ein, er habe in den brasilianischen Favelas das erste Mal das Gefühl gehabt, dass Lager zu „Laboratorien“ für den Wandel werden könnten. Darauf angesprochen, wie so etwas konkret aussehen könnte, verließ er, dieser Frage die Legitimation absprechend, wutschnaubend den Saal. Die Konferenz war damit beendet. Manuel Herz

Wilhelm Pabst zum 100. Geburtstag

Den Architekten des Jahrgangs 1905, Albert Speer vor allen anderen, aber auch Hermann Henselmann, Helmut Hentrich, Kurt Liebknecht und Selman Selmanagic, ist im Jubiläumsjahr einige Aufmerksamkeit zuteil geworden. Wilhelm Pabst dagegen ist ein Vergessener geblieben. Die Gründe sind in seiner Person und in den Zeitumständen zu suchen: in seiner Beteiligung am Widerstand gegen die Nazis, seiner Emigration aus Deutschland und seiner originellen Eigenwilligkeit als Architekt. Wilhelm Pabst wurde am 16. Dezember 1905 in Breslau geboren. Gemeinsam mit den befreundeten Kommilito-



nen Hentrich und Liebknecht studierte er bei Hans Poelzig an der Technischen Hochschule Berlin, wo zur selben Zeit Albert Speer die Seminare Heinrich Tesenows besuchte. In den Semesterferien hospitierte Pabst bei Ludwig Mies van der Rohe. Nach der Diplomprüfung im Frühjahr 1929 arbeitete er in Spanien für die Deutsche Abteilung auf der Weltausstellung in Barcelona, deren leitender Architekt Mies war. Zurück in Deutschland wurde Pabst 1931 im Hochbauamt der Stadt Mannheim angestellt. Der gedrückten Wirtschaftslage zum Trotz gründete er 1932 in Mannheim ein eigenes Büro.

Seit Anfang der 30er Jahre gehörte Pabst der „Leninistischen Organisation“ an, einer schon vor der nationalsozialistischen Machtübernahme konspirativen linksgerichteten Gruppierung, die von 1933 an unter dem Namen „Neu Beginnen“ im Widerstand agierte. Pabst wurde im Februar 1934 verhaftet und zu einer einjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Nach Verbüßung der Strafe konnte er 1935 nach Südafrika emigrieren. In Johannesburg kam er zunächst in dem bekannten Büro Kallenbach, Kennedy & Furner unter. Noch im selben Jahr begann er, als freier Architekt zu arbeiten. In den 30er und 40er Jahren war Johannesburg wie so viele aufstrebende Großstädte in allen Teilen der

Welt ein Ort, an dem die architektonische Moderne zahlreiche Blüten trieb. Pabst fügte der südafrikanischen Architektur einige eigenständige Facetten hinzu. Seinen ersten Auftrag erhielt er bereits 1935: Das Haus Jokl im Johannesburger Vorort Northcliff entwarf er für einen ebenfalls emigrierten deutschen Arzt. Diesem geglückten Neuanfang im Exil folgten bald weitere Aufträge für Wohnhäuser. Nach dem Krieg schuf Pabst in der Innenstadt von Johannesburg mit dem 1947 entstandenen Büro- und Geschäftsgebäude „Academy House“ (in den 60er Jahren abgerissen) und vor allem mit den beiden Wohnhäusern „Patidar Mansions“ (1947) und „Chinese United Club Mansions“ (1948) drei markante mehr-



stöckige Eckbauten. Ihre äußere Wirkung wird von einer sorgfältig durchdachten Dynamik bestimmt. An der Fassade wie im Innern wechseln rechte Winkel und gekrümmte Formen einander spannungsvoll ab. Wilhelm Pabst war aus Deutschland keineswegs als kompromissloser Rationalist nach Südafrika gekommen. Ihm lag stets daran, dem Funktionalen ein hohes Maß an belebter Erscheinung zu geben. „Wo der Funktionalismus aufhört, beginnt die Architektur“, lautete sein Credo. Damit blieb er auch unter den modernen Architekten Südafrikas ein Außenseiter. Als der Emigrant Wilhelm Pabst am 30. Juni 1964, nur 58 Jahre alt, in Johannesburg stirbt, sind seine einstigen Kommilitonen und Kollegen des Jahrgangs 1905 noch immer oder wieder in Berlin zu finden. In Westteil der Stadt wächst zu dieser Zeit das von Helmut Hentrich gemeinsam mit Hubert Petschnigg entworfene Europa-Center in die Höhe. Im Osten werden das Haus des Lehrers und die Kongresshalle von Hermann Henselmann fertig gestellt. In Spandau tritt Albert Speer das vorletzte Jahr seiner 20-jährigen Haftstrafe an. Andreas Schätzke

Dresden Neues Wohnen in der Stadt

Die Stadt ist die beliebteste Wohn- und Lebensform der Deutschen. Trotz des ungebrochenen Wunsches nach einem Einfamilienhaus und nach Wohneigentum ziehen weniger Menschen ins Umland als noch vor Jahren. Doch weniger die Vorliebe der Menschen habe sich plötzlich geändert, als die stadtentwicklungspolitischen und baukonjunkturellen Rahmenbedingungen, so Bernhard Fallner von Beratungsunternehmen empirica auf einer Fachtagung in Dresden, die sich Mitte November der Renaissance städtischen Wohnens widmete. Im Mittelpunkt des Symposiums, das von der Wüstenrot Stiftung und der Architektenkammer Sachsen veranstaltet wurde, stand die Frage, mit welchen baupolitischen, organisatorischen und architektonischen Strategien und mit welchen Finanzierungsmodellen die Stadt als Wohnstandort weiter gestärkt werden kann.

Die richtigen Wohnangebote zu entwickeln bedeute, auf die Bedürfnisse neuer Erwerbertypen einzugehen, sowie verstärkt lebensphasen- und familienorientiert zu bauen. Die nächste Bar müsse in Reichweite des Babyphons sein, so Architekt und PR-Berater Frank Peter Jäger zur Standortqualität der Stadt. Deren Potenziale nutzbar machen hieße zudem, innerstädtische Brachflächen zu mobilisieren sowie einen städtischen Einfamilienhausbau zu entwickeln, der Individualität und Dichte verbinde. Wohneigentum in der Stadt müsse gefördert werden – beispielsweise über die professionelle Begleitung von Selbstnutzergruppen, die als kritische und engagierte Investoren an Bedeutung gewinnen. Den nachhaltigsten Eindruck hinterließ Klaus Theo Brenners Plädoyer für das architektonische Projekt als Teil einer städtebaulichen Struktur. Das städtische Reihenhaus als wohl erfolgreichster Bautyp aller Zeiten sei in aktualisierter Form unverzichtbar für die Stadt und generell in den unterschiedlichsten Dimensionen, Funktionen und in allen Stadtlagen denkbar. Doch über seine Möglichkeit hinaus, Individualität und Pluralismus einen bildhaften Ausdruck zu geben, stelle es ein öffentliches Projekt dar. Architekten sollten sich darauf besinnen, dass sich mit dem Aneinanderreihen individueller Häuser ein Ganzes formt: die Straße als Bühne des öffentlichen Lebens und mit den Straßen die Stadt. Antje Heuer